

Dresdner Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes

Abonnementpreis mit der tgl. Unterhaltungsbeilage Leben, Wissen, Kunst sowie der Frauen- und Jugendzeitung einschließlich Dringender monatlich 80 Pf. Durch die Post bezogen vierteljährlich M. 2.75, unter Kreuzband für Deutschland und Österreich-Ungarn M. 5.— Erscheint tgl. mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Redaktion: Gr. Zwingerstraße 14, U. Tel. 3465.
Sprechstunde nur wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Expedition: Gr. Zwingerstraße 14, U. Tel. 1769.
Verlagszeit von 8 Uhr morgens bis 7 Uhr abends.

Inserats werden die Einzelbalken Verträge mit 20 Pf. berechnet, bei dreimonatiger Wiederholung wird Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 25 Pf. Inserate müssen bis spätestens 1/10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im Voraus zu bezahlen. — **Telegramm-Adresse:** Dresdner Volkszeitung.

Nr. 90.

Dresden, Montag den 21. April 1913.

24. Jahrg.

Der Vorsitzende des nationalen Krankenlassen-Beamten-Verbandes in Sachsen, Sekretär der Ortskassenliste in Dresden, Hr. Meyer, wurde wegen Unregelmäßigkeiten von seinem Amte suspendiert.

Der preussische Kriegsminister hat die Armeeleistungen angefordert, in der Besprechung der Leipziger Illustrierten Zeitung zu inserieren.

Reaktionäre aller Parteien wollen das deutsche Volk mit einem haarscharfen Kaliber in einer Auflage von zwei Millionen belästigen.

Die französische Regierung erklärte sich bereit, etwaige private Entschädigungsansprüche der in Nancy beschimpften Deutschen zu befriedigen.

Im bulgarischen Regierungskreis verlautet, daß der Erdbebenfriede wahrscheinlich schon heute unterzeichnet werden wird. Die Demobilisierung der bulgarischen Armee soll erst nach der Abrüstung der türkischen erfolgen.

Nach einer vorläufigen Aufstellung kostete der Balkankrieg die Verbündeten 123 000 Tote und Verwundete.

Der Kampf in Belgien.

Der Streik im Vorinage.

Aus Brüssel wird uns geschrieben: Um den theoretischen Unterschied zwischen Generalstreik und politischem Massenstreik haben die belgischen Arbeiter sich in sonderlich geklämmerter, das, was eigentlich nach der in den germanischen Ländern üblichen Ausdrucksweise ein politischer Massenstreik ist, nennen sie der Kürze halber einfach Generalstreik, obwohl auch der jegliche Streik trotz seines überwältigenden Umfangs nicht durchaus allgemein und also nur ein Massenstreik ist, den man eben so allgemein wie möglich zu machen versucht.

Auch der verstockteste theoretische Wortkauer würde indes gegen die Bezeichnung Generalstreik für die jegliche Situation im Hennegauer Kohlenrevier Vorinage nichts einwenden können. Hier ist, wie übrigens in den benachbarten Bezirken Centre und Charleroi, die allgemeine Arbeitseinstellung geworden.

Der Eindruck, den ich gestern von diesem Generalstreik im Laufe eines ausgedehnten Antofour durch das ganze Revier Vorinage erhalten habe, ist einfach überwältigend. Ich habe den Vorinage, das klassische Land der gewaltigen und oft auch gewalttätigen Bergarbeiterstreiks, deren Tragik so manches literarische und plastische Meisterwerk der modernen belgischen Kunst inspiriert hat, inmitten der Fieberatmosphäre so manchen Arbeitstages gesehen. — noch zuletzt im Januar und Februar des vorigen Jahres, als die Knappen des „Schwarzen Landes“ sieben Wochen lang dem Hunger trohnen, bis der Sieg ihnen warb. Jedoch kein Bild von diesen früheren Streiks, ihren Massenaufläufen, Märschen, Demonstrationen und Krawallen, läßt sich an tragischer Größe mit dem vergleichen, was der Vorinage jetzt bietet. Nicht durch das, was sich ereignet, sondern durch das, was sich nicht ereignet; einfach, weil nicht gearbeitet wird. Die leeren Straßen, die stillen Häuser, die Abwesenheit des Lärms und des Qualms, die Unbeweglichkeit der Maschinen, die Vethargie dieser ganzen Gegend ist imponanter, als es irgendein Bild wild aufgeregter Massenleidenhaft sein könnte. Freilich, das äußere Landschaftsbild ist friedlich und beruhigend, vielfach sogar idyllisch. Aber gerade in der Laftade, daß der bewußte Wille der Arbeiter dieses höhere Reich der Steinbohle und der Maschinen in ein Reich der Menschheit und der Frühlingnatur umgewandelt hat, liegt die Tragik dieser überraschenden Metamorphose einer ganzen Gegend.

Die Sache ist so furchtbar einfach: die Arbeiter wollen nicht mehr arbeiten und bleiben zu Hause. Und zwar alle, Glasbläser wie Fabrikarbeiter, Metallarbeiter wie Bergleute. Es gibt keine Streikbrecher, also man braucht keine Streikposten. Es gibt keine Indifferenten, die aufzurufen oder zu gewinnen wären, also man braucht keine Demonstrationen und Volksversammlungen. Die Bergwerke und Fabriken sind leer; man will kein Geld sparen und geht nicht in die Wirtschaft; man benutzt die Gelegenheit, bei Frau und Kindern zu bleiben, oder das Gärtnchen zu bearbeiten. Es ist wie ein Sonntag, ein allgemeiner, langer Sonntag — aber ohne die Sonntagsfreude und mit einem anderen Gedanken erfüllt, als die gewöhnlichen Sonntage, die nur der Ruhe und der Erholung dienen sollen: dem Gedanken, denen, die über ihre politische Macht verfügen, zu zeigen, daß ihre Existenz abhängt von dem Willen der Arbeiter, denen die politische Gleichberechtigung verweigert wird, weiter für sie zu arbeiten. Dieser Gedanke ist hier zum starken einmütigen Willen geworden — und dieser Wille hat dieses Land der Arbeit in ein Land der Ruhe verwandelt. Wo sonst 50 000 arbeiten, ruhen jetzt 30 000. An die Stelle der tumultuarischen Aufregung, die früher den Streikverhandlungen der zwar naiv-gutmütigen, aber in ihrer primitiven Seeleneinfachheit außerordentlich impulsiven und erregbaren Vorinager das Gepräge gab, ist eine bewundernswürdige, methodische Ruhe getreten. Die Erziehungsbereitschaft der im Laufe des letzten Jahres mächtig fortgeschrittenen modernen Gewerkschaftsbewegung und die systematische Vorbereitung des Kampfes haben zu diesem Resultat geführt. Seit mehr als einem halben Jahre hat man den Arbeitern gesagt, daß der Streik, um siegreich zu sein, ruhig sein

müsse, und so wollen sie ihn nun führen. Ruhig melden sie sich mit ihrer Streikkarte beim Kontrollbureau an, ruhig füllen sie den Versammlungskaal und zeigen beim Eingang ihre Karte vor, ruhig hören sie der Diskussion zu. Keine flammenden Reden werden gehalten: die Streikenden brauchen keine Anfeuerung, sie sind entschlossen genug. Fragen der technischen Führung des Streiks stehen zur Beratung. Mit geradezu familiärer Kameradschaftlichkeit, ohne überflüssige Worte werden die Fragen entschieden, derentwegen das örtliche Streikkomitee diese Versammlung einberufen hat: die Maßregeln für die Verpflegung der Kinder (zunächst sollen alle Familien, die mehr als drei Kinder zu ernähren haben, berechtigt sein, die überzähligen nach dem benachbarten französischen Norddepartement zu schicken); die Kontrolle über die Zahl derjenigen, die kraft einer Gesetzesbestimmung vom Jahre 1813 von den Behörden auf Antrag der Bergwerksbesitzer „im öffentlichen Interesse“ requiriert werden, um die zur Instandhaltung der Bergwerke erforderlichen Arbeiten auszuführen, und was dem ähnliches ist. Nach Ablauf der Diskussion macht der Vorsitzende darauf aufmerksam, daß den Streikenden angeraten wird, die Wirtschaft streng zu meiden und auch im Volkshaus lieber nichts zu trinken.

In Vaturages hatte ich Gelegenheit, zu einigen streikenden Bergarbeitern ins Haus zu kommen. Mit der nativ-leibsterständlichen Freundlichkeit, die die Vorinager kennzeichnet, wurde mir sowohl von den Frauen wie von den streikenden Arbeitern selber auf jede, auch auf die scheinbar indiskreteste Frage Antwort erteilt. Ob Geld genug da sei, um den Streik lange aushalten zu können? Nun freilich; erstens habe man am Sonnabend noch den Lohn einer Arbeitswoche zu erhalten, dann werde der sozialistische Konsumverein am Orte die jährliche Auszahlung der Dividenden nächste Woche vornehmen, und schließlich könne man bei der Gewerkschaft den Betrag der — seit dem Parteitag vom 30. Juni — über den ordentlichen Beitrag hinaus gezahlten Spargelder wieder abheben. (Später wurde mir von einem Mitglied des Bezirksstreikkomitees für den Vorinage bestätigt, daß jeder Arbeiter im Revier durchschnittlich 50 Frank, die meist auf diese Art zusammengepart seien, für den Streik zur Verfügung hat.) Die meisten Arbeiter der Vorinage haben übrigens ein Gärtnchen, dessen Produkte ihnen von Nutzen sein können. Man könnte es also hier verhältnismäßig viel länger aushalten, als etwa in den Großstädten. Man denkt hier denn auch noch nicht daran, kommunistische Rufen einzurufen oder die Kinder zu beschämen; die meisten Arbeiter und besonders die Frauen, scheinen übrigens nicht gewillt zu sein, auch, falls das Elend schlimmer werden sollte, sich von ihren Kindern zu trennen.

Die Frauen sind übrigens dem Streik ebenso günstig gestimmt, wie die Männer. Zum Teil mag das daraus zurückzuführen sein, daß der wirtschaftliche Nachteil vom Ausfall des Lohnes zum Teil wieder durch andre Vorteile wettgemacht wird: alle Frauen, die ich befragte, meinten, es sei doch schön, wenn der Mann so ganze Tage bei Frau und Kindern zu Hause bleiben könne, und dies käme auch dem Gange und dem Gärtnchen zugute.

Der Gedanke des Generalstreiks für das gleiche Wahlrecht scheint hier das geworden zu sein, was die Franzosen eine „idé-force“ nennen: eine Elementaridee, die, aus einer ganzen Reihe unmittelbarer historischer Erfahrungen geboren, sich schließlich in alle Gehirne festsetzt, denen sie infolge ihrer logischen Einfachheit als etwas Indisputables, Imperatives erscheint. Mit welcher elementaren Impulsivität der Gedanke des Generalstreiks hier wirkt, geht daraus hervor, daß auch die zahlreichsten im Vorinage wohnhaften Arbeiter, die jenseits der Grenze in den französischen Metallfabriken arbeiten, alle streifen.

Bei einem solchen Charakter des Ausstandes ist die Gefahr von Konflikten mit der bewaffneten Macht natürlich bedeutend verringert. Zwar sind alle Bergwerke und größeren Betriebe mit Militär besetzt, aber bei der ganzen Situation und bei der Stimmung der Streikenden ist die Sinnlosigkeit dieser Maßregeln so offenbar, daß sie ihren Zweck, provokatorisch zu wirken, völlig verfehlen. Es ist, als ob die uniformierten Gestalten, die Soldaten, die man hier und da an den Toren der Werke oder hinter den Gittern von Fabrikhöfen gelangweilt herumlungern sieht, mit zum Wille dieser allgemeinen Ruhe gehörten — als ob auch sie, die Soldaten, Streikende wären.

Aufruf der Parlamentarier.

Die belgische Parlamentarierfraktion erklärt an die belgischen Arbeiter ein Manifest, in dem es heißt:

„Angesichts der Vertagung der Kammer sei eine Ausbehnung des Streiks und dessen ruhiger Charakter notwendiger als je. 400 000 Streikende verdienen Mitleid und Dank. Friedliche Unbeweglichkeit sichert Macht und Sieg. Hoch der Generalstreik!“

Infolge des Geheerstreiks erscheint der Peuple jetzt in Lille in der Druizeri des Reveille du Nord in gewohntem Format und im Umfange von zwei oder vier Seiten unter Verwaltung und zugunsten des Streikkomitees.

Zur Situation.

Brüssel, 20. April. Die Zahl der Streikenden hat sich in einigen Orten, besonders in Verdiers, vermehrt, im Vattiger

Schleht dagegen haben einige hundert Mann die Arbeit wieder aufgenommen. Aber es sind nur ganz geringe Anhebungen in der allgemeinen Lage eingetreten. In Gent haben die Studenten die Sperrung von 500 Arbeiterklütern übernommen. Gestern abend legten 1500 Buchdrucker in Brüssel die Arbeiter nieder. Die Brüsseler Zeitungen tragen sich mit der Absicht, ihre Ausgabe im Auslande herstellen zu lassen.

Tante Voß in Cadinen.

Die Vossische Zeitung fährt mit Veltartigkeit auf, um die höchsten Leute zu verteidigen, die in der Angelegenheit des kaiserlichen Gutes Cadinen durch grobe Mißgriffe ihren Herrn und Meister in arge Situationen gebracht haben. Erwiesen sind vor aller Welt die unwahren Informationen, die man in Sachen des Pächters Soht dem Kaiser gemacht hat. Ebenso bekannt ist die heftige Abwehmung, die die Cadinischen Anwälte des Kaisers bei ihrem Versuch, den Pächter entgegen den kontraktlichen Abmachungen „hinauszuschmeißen“, durch die Gerichte erfahren haben. Gleichwohl will Tante Voß ihre Hand für eben dieselben Personen ins Feuer legen, die die Vorgänge bei der einstigen Uebernahme von Cadinen zu verwirren und die übelle Behandlung der Verwandten des ehemaligen Besitzers von Cadinen zu beschönen kranke Versuche unternommen.

Die Vossische Zeitung übernimmt gläubig alles, was ihr die in dieser Angelegenheit angegriffenen Personen vorsetzen. Sie wiederholt die Behauptung, der Kaiser habe Cadinen „gekauft“, es liege nicht, wie unser Parteigenosse Gradnauer im Reichstag ausgeführt hat, eine Schenkung vor, es sei auch nicht richtig, daß arme Verwandte unberücksichtigt geblieben seien. Es soll sich demnach nichts von dem, was Dr. Rosenfeld im Berliner Stadverordnetenkollegium und Dr. Gradnauer im Reichstage behauptet haben, „ernsthaft und loyal aufrecht erhalten lassen“.

Welches aber sind die Beweise, die der Vossischen Zeitung genügen, um den Kaiserreich zu machen für die schwer kompromittierten Cadiner? Sie beruft sich auf den von unsrer Seite selbstverständlich nie bezweifelten Kaufvertrag und wiederholt die von Gradnauer selbst im Reichstage vorgebrachten Geldbeiträge, die bei der Uebernahme des Gutes an den Landrat a. D. Birner vergütet wurden. Dagegen unterläßt es die Vossische Zeitung durchaus, sich über den wirklichen Wert des Gutes Cadinen Rechenschaft zu geben. Da beruft sie sich einfach auf eine ganz willkürliche und unmaßgebliche Schätzung des Professors Ballod und auf eine polizeiliche Mitteilung aus Elbing. Die Vossische Zeitung dürfte doch schließlich irgendeinen Sachverständigen in ihrer Nähe haben, der sie unterrichten könnte, daß es lächerlich ist, ein Gut von mehr als 7000 Morgen mit zum großen Teil ausgesetzten Bodensüden — die Erträge der kaiserlichen Bewirtschaftung beweisen es! — samt Gebäuden, deren Brandschadenwert 531 000 M. betrug, auf etwas über 700 000 M. zu bewerten. Jedermann, der auch nur im geringsten Kenntnis von landwirtschaftlich bewusstem Boden in Deutschland hat, weiß, daß ein Preis von 200 M. für den Morgen guten lehmigen Bodens ein ganz außerordentlich mäßiger Preis ist. Die Schätzung der Vossischen bezw. des Herrn Ballod-Kapengrimm macht auf den Morgen, einschließlich aller Gebäude und der Forst, nur circa 100 M. aus.

Wie will ferner die Vossische Zeitung den Dankesbrief des Kaisers an Birner für das Angebot des Gutes begreifen, wenn nur ein gewöhnliches Kaufverhältnis vorliegen soll? Es ist einfach unsinnig, anzunehmen, der Kaiser könne im Falle eines gewöhnlichen Kaufgeschäftes ein eigenhändig gezeichnetes und von Herzlichkeit und Dank überströmendes Schreiben ergaßen lassen, wie es hier vorliegt. In dem Schreiben des Kaisers heißt es: „Durch die hochherzige Veltätigung Ihrer treuen patriotischen Gesinnung tief gerührt, erkläre ich mich zur Annahme Ihres Anerbietens freudig bereit.“ Und an anderer Stelle: „Es drängt mich, Ihnen schon jetzt meinen königlichen Dank von Herzen auszusprechen.“ Wenn die Vossische Zeitung „ernsthaft und loyal“ verfahren will, dann muß sie zugestehen, daß der Kaiser bei der Uebernahme von Cadinen getuscht hat, daß ihm ein erhebliches Geschenk überwiehen werden sollte. Andernfalls konnte er solches Schreiben unmöglich entwerfen.

Und wie will sich die gute Vossin mit der Berufung Birners ins preussische Herrenhaus abfinden? So entschieden ein System, das solche Berufungen möglich macht überhaupt zu beurteilen ist, so wäre doch die Berufung gerade im Falle Birners vollständig unbegründet, wenn nicht der König von Preußen einen ganz besonderen Dank zum Ausdruck bringen wollte.

Nicht günstiger liegt es für die Vossische Zeitung bezw. für deren Hintermänner hinsichtlich der Behauptungen, daß „arme Verwandte“ nicht vorhanden seien. Es liegt kein Anlaß vor, zu forschen, ob einige Verwandte des verstorbenen Birners im Jahre 1900 aus dem Nachlaß seiner Schwester irgend etwas geerbt haben. Es besetzt die Tatsache, daß eine sehr unbemittelte Hauptmannswitwe, die von 60 M. monatlicher Pension leben muß, sich vergeblich bemüht hat, die Anwälte des Kaisers zu einer Wsfindung zu veranlassen. Diese Frau ist vielmehr aufs allerhöchste abgetrieben und schlag-